

Stern der Neger



Katholische
Missionszeitschrift.

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Viren, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Bezugspreise für das Jahr 1925
Ganzjährig: Für Österreich 2 Schillinge, für Deutschland 2 Goldmark, für Italien und Alto Adige 8 Lire, für die Tschechoslowakei 10 Tschechoskronen, für Jugoslawien 24 Dinar, für Ungarn 24 ung. Kronen und für die Schweiz : : : : 2 Franken. : : : :

Herausgegeben vom Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10, Steiermark.

Heft 3.

März 1925.

XXVIII. Jahrg.



Über die Zulukaffern.

Von P. Bernhard Zorn, F. S. C.



Gastfreundschaft.

Die orientalische Gastfreundschaft ist sprichwörtlich geworden und wurde allezeit anerkannt. Schon Abraham übte sie in hohem Grade. Erfreulicherweise hat diese Tugend im Orient Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch fortgelebt. Bei Syrianiern, Kopten, Armeniern, ja selbst bei den Mohammedanern steht sie in Ehren. Oft sah ich, wie selbst arme Familien ohne Zaudern und ohne Schwierigkeit ihr wenn auch kärgliches Mahl mit einem Gaste teilten, der sich gerade zufällig einstellte. Das war so selbstverständlich, daß der Ankömmling gar nicht erst eine Einladung abwartete, sondern sich einfach den eben Speisenden beigesellte.

Auch bei den Negern ist die Gastfreundschaft allgemeine Sitte. Zahlreiche Stämme habe ich seit 1903 in Afrika kennengelernt und beobachtet; in diesem Punkte gleichen sie sich alle, auch die Zulukaffern, unter denen ich gegenwärtig wirke. Hier einige Aüge:

Ein Zulu geht auf Reisen, was oft vorkommt. Was nimmt er mit? Ist es ein Mann, dann einen oder mehrere Stöcke, einen kleinen Schild und einen Speer, wenn er einen solchen sein eigen nennt. Ist es eine Frau oder ein Mädchen, so bildet ein Tuch oder eine Decke und eine kleine Schnupstabakdose das einzige Reisegepäck. Meldet sich Hunger oder Durst, so kehrt man im nächsten Kraal ein und sieht zu, ob es etwas zu essen gibt. Wenn ja, so bleibt man und ißt und trinkt mit; wenn nicht, so geht man weiter, bis man etwas findet. Mit Vorliebe suchen die Zulukaffern etwaige Verwandte auf, und deren hat ein Schwarzer in vielen Orten. Nennt er doch jeden, der seine eigene Sprache redet, „Bruder“ oder „Schwester“. — Ist das nicht nett? Wenn es nur in Europa auch so wäre! — Es kommt vor, daß jemand einen ganzen Monat und noch mehr auf Reisen ist, ohne daß es ihm an etwas gebricht; ja häufig kommt er besser genährt zurück, als er fortgegangen.

Ein anderes Beispiel. Ein Zulu hat mit großen Opfern und vieler Mühe ein Schwein sich großgezogen und gemästet. Für den Tag, an dem er es zu schlachten gedenkt, ladet er nicht nur Freunde und Nachbarn zum Schmause ein, sondern auch noch viele andere Bekannte aus den umliegenden Dörfern. Sind diese Gäste alle befriedigt — und es braucht viel, bis ein

kümmert sich niemand, es ist eben Landesfitt, „umteto wabantu“. Der einzige Trost, der ihm bleibt, ist der, daß man ihn hernach als einen freigebigen und großmütigen Mann feiert. Auch tröstet ihn der Gedanke: „Morgen oder übermorgen muß wieder ein anderer schlachten und der muß auch mich wieder einladen!“ So kommen alle an die Reihe.



Kleine Zulus.

Negermagen befriedigt ist — so ist vom Schwein nichts oder nur mehr sehr wenig vorhanden. Der Gastfreundschaft mußte der arme Tropf also sein ganzes Schwein opfern. Doch das reicht noch nicht, zum Fleisch müssen auch noch große Mengen Hirse- und Maisbrei gekocht und viele Krüge Bier gebraut werden. Letzteres muß reichlich fließen.

Daß dem armen Gastgeber bei solch einem Gelage fast alle seine Vorräte in der Speisekammer verzehrt werden, darum

Familienleben.

Mit dem Familienleben ist es bei den Raffern recht schlecht bestellt. Der Vater ist Despot im wahren Sinne des Wortes. Nur er besitzt etwas, oder besser nur er darf etwas besitzen. Die Frau ist nichts und hat nichts. Sie ist ja vom Manne gekauft worden, also sein Eigentum. Sie holt das Wasser, oft von weit her, vom Tale herauf, pflanzt und jätet und erntet; sie muß die Speisen zurechtmachen und für

die Kinder sorgen; kurz, sie muß überall und dem Manne alles sein. Dieser schlenkert von Kraal zu Kraal, um ausfindig zu machen, wo man Bier gebraut oder geschlachtet hat. Dort lädt er sich zu Gaste. Man kann solche schwarzen Faulenzer auch wohl eine alte Mundharmonika bearbeiten sehen. So treibt es der Vater und seine Söhne gehen seine Bahnen. Die größeren Buben bummeln und lumpen herum, gerade wie der Vater. Die mittelgroßen sollten eigentlich das Vieh hüten, die größeren die Kinder, die kleineren die Schafe und Ziegen, doch sie treiben es nur ins Freie und lassen es bis zum Abend frei herumlaufen. Daß sie dabei oft großen Schaden auf den Feldern anrichten, ist nicht anders zu erwarten. Doch Strafe brauchen sie dafür nicht zu fürchten: alle machen es so, und die Jungen haben

es ja nur von den Alten gelernt. Die kleinen Kinder endlich laufen oder kriechen ums Haus herum wie die Hühner und gedeihen wie Kraut und Unkraut.

Eines muß und kann ich aber zu unserm Troste noch erwähnen: Was ich eben vom Familienleben der Kaffern sagte, trifft nur da zu, wo die Familien noch ganz heidnisch sind — leider sind es noch weit- aus die meisten! — Bei jenen jedoch, die schon katholisch geworden sind, und selbst bei den Heiden, die unsere heilige Religion schon zum Teil kennen und schätzen gelernt haben, steht es bedeutend besser. Sie arbeiten fleißiger, halten mehr zusammen und schicken ihre Kinder zu uns in die Schulen, damit sie außer der Religion auch Lesen und Schreiben und so manches Nützliche für ihr späteres Leben erlernen.

(Fortsetzung folgt.)

P. Wilhelm Banholzer, der erste Missionär der Schilluk.

Von P. Jöföör Stang, F. S. C.

(Fortsetzung.)

Mehr noch als alle geldgierigen Kaufleute sehnten sich die Missionäre nach dem Sudan, aus dem sie vor der Grausamkeit und dem Fanatismus der Mahdisten hatten fliehen müssen. Unter ihnen war auch P. Ohrwalder, der gewiß den verehrten Lesern bekannt sein dürfte. Er mußte zehn lange Jahre in harter Gefangenschaft schmachten, oft dem Tode nahe. Endlich aber gelang ihm die Flucht und nach furchtbaren Strapazen konnte er sich seinen geliebten Mitbrüdern in Assuan gerettet in die Arme werfen. Nun ruht er schon elf Jahre auf dem katholischen

Friedhofe von Omdurman. Er war ein Missionär mit einem wahren Priesterherzen, voll Eifer und Opferliebe für die Rettung der Seelen.

P. Ohrwalder war es auch, der mit seiner reichen Erfahrung unsern P. Banholzer in die engere Missionstätigkeit einführen sollte. Ihm, dem alten Missionär, war es beschieden, als erster Glaubensbote den neu erschlossenen Sudan wieder zu betreten. Zu seinem Begleiter erwählte er den jugendlichen P. Banholzer. Schon einen Monat nach der Eroberung des Sudan reisten sie nach Omdurman ab.

Nach mühevoller, tagelanger Reise in der drückenden Hitze der Sandsteppe erreichten sie ihr Ziel. Welche Freude für die armen Christen Omdurmans, als sie ihren geliebten, heldenmütigen „Abuna Josef“, wie sie P. Ohrwalder nannten, wieder sahen! Hatten sie doch die zehn Jahre unter der Herrschaft des Mahdi in ständiger Gefahr, in Not und Angst um ihren Besitz und ihr Leben zubringen müssen. Schnell flog die freudige Kunde von Mund zu Mund. Sie brachten ihre kleinen Kinder zur Taufe und waren voller Jubel und Freude, nach Jahren endlich die heiligen Sakramente wieder empfangen und die heilige Messe hören zu können.

Nicht lange sollte ihre Freude dauern. Der starre Wille Lord Kitcheners, der als Generalgouverneur den ganzen Sudan beherrschte, hieß die beiden Missionäre nach Assuan zurückkehren, bis völlige Ruhe eingetreten wäre. Wiederum hieß es also Abschied nehmen, aber voraussichtlich doch nicht für lange Zeit.

Wirklich konnte P. Ohrwalder schon 1900 mit noch drei Missionären nach Omdurman zurückkehren, um nun ständig dort zu bleiben.

Unterdessen wartete P. Banholzer in Assuan mit Sehnsucht auf seine Abberufung. Seinem jugendlichen, feurigen Aposteleifer war Assuan zu klein geworden, nachdem er den Sudan kennen gelernt hatte, wo so viele Völker noch in den Finsternissen des Heidentums und des Aberglaubens schmachteten. Schon bald wurde sein Sehnen gestillt durch seine Abberufung nach dem Süden. Nach kurzem Aufenthalt in Omdurman und kurzer Tätigkeit an der Seite seines verehrten P. Ohrwalder durfte er sich einer Expedition von Missionären anschließen, die unter der Führung des

Missionsbischofes Roveggio in das Innere des Sudan vordringen sollte, um passende Plätze für die Gründung von Missionsstationen aufzusuchen. Auf dem Missionsdampfer „Redemptor“ fuhren sie den Weißen Nil hinauf bis zum äußersten schiffbaren Punkte, dem Fort Berkeley.*)

Auf der Rückreise von Berkeley hatte P. Wilhelm ein kleines Erlebnis. Der Dampfer mußte an einer Holzstation anlegen, um Brennholz zu fassen. Zur Erklärung diene die Bemerkung, daß die Nildampfer nur mit Holz geheizt werden, das bei den sogenannten Holzstationen eingeladen wird, die von der Regierung den Nil entlang angelegt wurden. Das Einladen des Holzes nimmt geraume Zeit, oft einen halben Tag in Anspruch, für die Passagiere also genügend Zeit, sich die langen Stunden mit einer Enten- oder Gänsejagd zu vertreiben, oder auch auf Gazellen und Antilopen zu pirschen. Auch P. Banholzer griff zu seiner Jagdflinte und verfolgte eine Schar prächtiger Perlhühner. Im Jagdeifer drang er immer tiefer in den Wald hinein. Einige Stunden waren schon vergangen, da merkte er erst, daß er die Orientierung verloren hatte. In welcher Richtung lag der Nil? Daß er sich auf diese Frage keine Antwort geben konnte, erfüllte ihn mit Angst und Schrecken. Lange suchte er hin und her in der weiten Steppe, aber nur Himmel, Wald und Prärie fand sein Auge. Was hätte er darum gegeben, wenn er in der Ferne das Silberband des Nil hätte blinken sehen! In seiner Not fing er an zu beten; und es kam recht innig aus seinem ge-

*) Die prächtigen Schilderungen dieser langen und interessanten Fahrt aus der Feder P. Banholzers sind im fünften Jahrgang (1902) dieser Zeitschrift veröffentlicht worden.

preßten Herzen. Bald fiel ihm denn auch ein Rettungsmittel ein: er schoß sein Gewehr mehreremale ab, um vielleicht vom Schiffe her Antwort zu bekommen.

Auf dem „Redemptor“ war man wegen des langen Ausbleibens des Paters schon unruhig geworden. Das Brennholz war längst gefaßt, man hätte können weiterfahren. Schon wollte man nach dem Vermißten suchen, da hörte man Schüsse aus der Ferne. Sogleich antwortete die Schiffspfeife und gab dem armen Pater die Rich-

tung an, in der er das Schiff finden mußte. Nach geraumer Zeit kam er denn auch an, ganz in Schweiß gebadet. So war noch alles gut verlaufen und nach einer kleinen Zurechtweisung seitens des hochwürdigsten Herrn Bischofes war alles wieder in bester Ordnung. P. Banholzer aber ist seitdem vorsichtig geworden und hat auf seinen Reisen und Jagden im Schilluklande immer einen Kompaß mit sich genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserem Juvenat „Josefinum“ in Schrezheim bei Ellwangen.

Für noch nicht vier Jahren wurde unser Missionskonvikts „Josefinum“ in Schrezheim bei Ellwangen in Württemberg gegründet. Unter dem besonderen Segen des heiligsten Herzens und dem mächtigen Schutze des hl. Josef, wie auch durch die reiche Unterstützung und Mitarbeit der braven Landbevölkerung und die rastlose Tätigkeit des hochwürdigen P. Stang, F. S. C., hat es einen schnellen und erfreulichen Aufschwung genommen, so daß die Räumlichkeiten bald zu klein wurden. Man sah sich genötigt, einen kleinen Neubau anzuschließen für Kapelle, Studiensaal der Zöglinge und Schlafsaal. Nun ist auch dieser überfüllt und eine Neugründung oder Vergrößerung ist dringend geboten.

Anläßlich der Abschiedsfeier zu Ehren des hochverdienten P. Matthias Raffener, F. S. C., der in seinen alten Tagen noch die Reise nach dem fernen Transvaal antreten sollte, wurde ein Bild von den Ordensleuten und Zöglingen des Hauses angefertigt, das wir zu unserer Freude

den verehrten Lesern in der heutigen Nummer vorzeigen können. Ein Teilauszug aus der Chronik des „Josefinums“ wird das Interesse für dasselbe gewiß erhöhen:

„Der 21. Jänner 1924 brachte für unser einsames Missionshaus ein bedeutsames Ereignis. Der bisherige Obere und verdiente Gründer des „Josefinums“, P. Isidor Stang, F. S. C., wurde vom hochwürdigsten P. General zum Generalprokurator ernannt. Als solchem obliegt ihm neben anderen Aufgaben auch die, das Interesse für unsere Kongregation und Mission zu wecken. Zahlreiche Vorträge und Missionskurse führten ihn nach München, Regensburg, Straubing usw. und überall fand die Originalität seines Vortrages ungeheilten Beifall. Als Oberer trat an seine Stelle Hochw. P. Josef Münch, F. S. C.

Für Ostern 1924 hatten sich Zöglinge in größerer Anzahl gemeldet, doch die beschränkten Verhältnisse der Gebäulichkeiten gestatteten nur die Aufnahme von wenigen. Gegenwärtig sind 25 Studenten hier aus den Diözesen Rottenburg, München, Frei-

burg und Paderborn. 13 Bruderzöglinge bilden sich in Gärtnerei, Tischlerei und Ökonomie aus. 2 Postulanten harren der Abreise ins Noviziat.

Die weite Entfernung des Missionshauses vom Gymnasium ließe es als wünschenswert erscheinen, wenn sich in Ellwangen ein passendes Objekt für ein Studienheim fände.

Angenehme Abwechslung in dem täglichen Einerlei der Schulzeit boten die beiden Spaziergänge, die die Zöglinge unternahmen. Der malerisch gelegene Reichenberg, das „Gegenüber“ des Hohenstaufen, war das Ziel des Mai-Ausfluges. Am Pfingstdienstag lenkten die Zöglinge ihre Schritte zur Geburtsstätte des hochwürdigsten Herrn Bischofs Häfelle in Unterkochen.

Zur größten Freude aller weilte auch unser hochwürdigster P. General wiederholt bei uns. Als ein großes Glück betrachteten wir es, den Segen von zwei Neupriestern unserer Kongregation zu erhalten, des hochwürdigen P. Deisenbeck aus Mühlendorf, Oberbayern, und des hochwürdigen P. Wessels aus Harzburg, Braunschweig.

Aber nicht immer ward des Lebens ungeteilte Freude uns zuteil. Zweimal gerieten wir in große Angst wegen des Hochwassers. Der anhaltende Regen verursachte wie in manchen Gegenden Deutschlands so auch hier eine große Überschwem-

mung. Mitten in der Nacht mußten wir aus den Federn, um dem einströmenden Wasser zu wehren und größeren Schaden von unserm Besitz fernzuhalten.

Nicht geringen Schrecken empfanden wir ferner, als am 26. September v. J. zwei Häuser der Nachbarschaft abbrannten. Dank der Windstille und des rechtzeitigen Eingreifens der Unsrigen konnte größeres Unglück von der Ortschaft ferngehalten werden.

In den Herbstferien des Oktober feierten wir unsere „Manresa“. Die an sich schweren Tage des Stillschweigens wurden durch die anziehenden Vorträge des hochwürdigen Herrn P. Edenhofer, C. Ss. R., von Schönenberg zu einer Zeit der Freude und des Friedens.

Einen Tag darf unser Chronist nicht vergessen, St. Nikolaus. Dieses Fest hat ja für uns alle einen besonderen Reiz. In vollem Ornate erscheint der greise Bischof vor dem versammelten Personal, begleitet von zwei grimmigen Ruprechten. Jeder Zögling wird von St. Nikolaus gerufen, der ihm dann einen persönlich zugeschnittenen Lebenspruch als Leitstern mitgibt. Auch die Ruten der beiden schlimmen Begleiter treten bei manchen in Tätigkeit. Indes ist darob keiner dem Bischof abhold und gar mancher bewahrt sein Sprüchlein, das ihm der große Kinderfreund eingeprägt hat.“



Des Heiligen Vaters Missionsville.



Schon einige Tage vor Eröffnung des Heiligen Jahres, am Feste des hl. Thomas, wurde die große Missionsausstellung im Vatikan vom Heiligen Vater Pius XI. in Gegenwart des

Kardinalkollegiums und des diplomatischen Korps in feierlicher Weise eröffnet.

Es drängt uns, unseren verehrten Lesern die herrlichen Missionsworte wiederzugeben, die der Heilige Vater bei dieser Gelegen-



Ordnungsleute und Zöglinge des „Josefinums“ (X Hochw. P. M. Raffener, F. S. C.).

heit an seine Umgebung richtete. Er war sich dabei bewußt und gab dieser Überzeugung auch Ausdruck, daß er von der ganzen Christenheit gehört würde. Seine Worte kamen aus einem Apostelherzen, waren eingegeben und getragen von Missionsbegeisterung, deshalb sind sie auch so warm und dringen ins Herz.

Die Rede ganz zum Abdruck zu bringen, erlaubt uns nicht der gedrängte Raum dieser Zeitschrift. Möge aber der Auszug derselben unseren werten Lesern die Begeisterung für die Missionsarbeit zu neuer Glut entfachen, sie aufmuntern, ihr Missionsinteresse noch mehr wie bisher durch Unterstützung der Missionen in Gebet und Almosen zu betätigen.

„... Nächst der Ehre Gottes haben wir diese Ausstellung gewollt aus Liebe zu den Missionären, zur Ehrung jener Helden, die in so großer Anzahl, an so schwierigen und arbeitsreichen Posten Tag für Tag den schönsten, verdienstreichsten und heiligsten der Kämpfe ausfechten. Zu ihnen eilen in diesem Augenblicke unsere Gedanken. Mögen die Schutzengel der Missionen, so bitten und beten wir, mögen die Schutzengel der Missionäre, wo es auch immer sei und wo immer auch für Glauben und Religion gearbeitet wird, sie das Erhabene dieses Augenblickes empfinden, sie fühlen lassen, daß unser Vaterherz mit ihnen schlägt, daß sie in unserer Mitte sind und daß ihnen in besonderer Weise dieser schöne und erhabene Augenblick gilt.

Wir haben diese Missionsausstellung gewollt, weil wir beabsichtigten, in heiliger Weise die herrliche Gelegenheit nutzbar zu machen, die das Heilige Jahr und das Jubiläum bieten. Diese werden aus allen Weltteilen zahlreiche Scharen unserer treuen Söhne an unser Vaterherz

führen. Wir wollten ihnen nicht nur dieses Fest für Auge und Herz, für Glaube und Vernunft bereiten, sondern ihnen auch einen Gegenstand tiefer Erwägung vorlegen. Sehen sollen sie alle, wie in einem großen Gesicht, dies unermessliche Werk, diese große Sache, die heilige Missionsarbeit sehen, den ganzen Umfang dieses Werkes und seine volle Bedeutung vor Gott und den Völkern. Und bei diesem Anblicke sollen sich dann ihre Herzen und Gemüter entzünden in einer immer größeren und tatkräftigeren Liebe zur Unterstützung dieses großen Werkes. Das, was die Gläubigen für die Missionen tun, und die Missionsunterstützung, die von überall herkommt, sind derart, daß wir dafür Gott nicht genug danken können; aber, wie sich das Missionswerk immer weiter entfaltet und ausdehnt und wie mit der Missionsverkündigung sich immer weiter ausdehnen die Räume der Wahrheit, so müssen auch wachsen die Räume der Liebe, dieser notwendigen und unersehblichen Mitarbeiterin und Mitarbeiterin.

Ja, wir bitten um die Unterstützung der Missionen. Vor allem und über alles die Unterstützung durch das Gebet, denn das Missionswerk ist kein Menschenwerk, und um es zu vollbringen, kann aller Reichtum rein menschlicher und irdischer Mittel nicht genügen. Es ist ein übernatürliches, himmlisches, göttliches Werk und die Hauptkraft, die vollwertige Hilfe kann nur von Gott kommen. Deshalb legte unser Heiland Jesus Christus auf die Lippen aller das Gebet: „Zu uns komme dein Reich.“ Das ist das Motto, der Wahlspruch aller Missionäre. Das ist das Gebet, das alles umfaßt, was die Kirche erstrebt hat und erstreben will: „Zu uns komme dein Reich!“

Ferner erbitten wir die Missionshilfe des Geistes, der Tat und auch des Almosen. Wir sprechen von diesen Hilfsmitteln in der festen Zuversicht, von allen gehört zu werden. Wir würden uns verfehlen gegen eine elementare Dankespflicht dem barmherzigen Gott gegenüber und gegenüber so vielen Menschen, die guten Willens sind, wenn wir diese Zuversicht nicht nährten und bekundeten. Wir sprechen so, weil uns die Pflicht drängt, ein Wort des Dankes zu sagen für die großmütige Unterstützung, die wir fortgesetzt von allen erhalten. So wie die Bedürfnisse in Zahl und Größe wachsen, so strömt auch immer großmütiger und reichlicher das Almosen der Liebe.

Mit diesen Gefühlen gehen wir an die Eröffnung der Ausstellung. Aber zuvor wollen wir aus der Fülle des Herzens

den Segen spenden, den das Werk und der Augenblick von uns erheischen. Ja, wir segnen diese Ausstellung, das Gemeingut so vieler Hände, so vieler Herzen, so vieler Hingabe, so vieler Großmut. Unser Segen gelte in besonderer Weise allen und jedem einzelnen der Söhne und Töchter unserer Vorliebe, den Ordensmännern und Ordensfrauen. Unser Segen steige herab auf alle, die herbeieilen werden, um das zu schauen, was so viele Opfer und so viele Hingabe ihnen bereitet hat; er steige auf sie herab, damit sie im Schauen erkennen, im Erkennen bewundern, im Erkennen und Bewundern immer mehr als Mitarbeiter Gottes selbst das Werk unterstützen, das die göttliche Gnade, die göttliche Vorsehung, die göttliche Wunderkraft immer lebendiger und segensreicher in Gottes Kirche erhält und erhalten wird."



Ngonala.

Eine Erzählung aus dem Missionsleben.
(Schluß.)



Enige Stunden später war dunkle Nacht und unheimliche Stille lagerte über den Hütten. Da schreckte Trommelschlag alle aus kurzem Schlaf. Es war das Zeichen, daß Molo sich anschickte, den Übeltäter ausfindig zu machen, der die Seele der alten Abud „verschluckt“ hatte. Der Zauberer ging von Hütte zu Hütte und schlug mit seinem Stabe an jede Tür, daß es innen widerhallte.

Die Hütte des Den war die letzte. Der Alte lag auf seiner Strohmatte und horchte erregt nach jedem Laut, der von außen kam. Deutlich vernahm er die Schritte des Zauberers. Immer näher und näher kamen sie seiner Hütte und jetzt ertönte

im Innern der Schlag des Zauberstabes — einmal — zweimal — und dann rief der schreckliche Molo einen Namen in die Stille der Nacht hinaus: „Ngonala!“ Und dieser Name preßte dem armen Knaben das Herz zusammen vor Angst und Entsetzen. Hilfsesuchend blickte er bald auf den Vater, bald auf die Mutter. Doch auch diese hatte der Schrecken erfaßt, aber nur einen Augenblick. Dann stürzten sie sich in blinder Wut wie wilde Tiere auf ihr armes Kind, das sein Gesicht schützend in den Händen barg und unter den grausamen Schlägen weinend nur das eine Wort stammelte: „Mutter!“

Raum graute der Morgen, so versammelten sich die Dorfbewohner vor der

Hütte des Häuptlings. In ihrer Mitte lag Ngónala, das arme Opfer heidnischen Aberglaubens. Sein kleiner Körper zeigte unzählige Spuren der grausamen Mißhandlung von seiten seiner Eltern. Vom Rat der Alten wurde das Urtheil gesprochen: es lautete auf Tod im Wasser. Und nun fielen sie von neuem über den Kleinen her, schlugen und traten ihn mit Füßen.

Da ging eine Bewegung durch die erregte Menge, man ließ ab vom Knaben und schaute neugierig auf den Missionär, der sich schnell dem Platze näherte. Der Häuptling trat ihm grüßend entgegen. „Warum dieser Lärm und diese Erregung?“ fragte ernst der Pater. „Abuna, Ngónala hat die Seele meiner Großmutter gegessen. Molo, der große Zauberer, hat es gesagt, darum muß er im Wasser sterben.“ Da drang auch schon die schwache und rührende Stimme des Opfers aus der Menge: „Abuna, rette mich, man will mich töten.“ Und nun sah ihn der Pater, wie er blutend am Boden lag und bittend seine Hände ihm entgegenstreckte. Hier hieß es schnell handeln, wenn er überhaupt noch helfen konnte. Zum Häuptling gewandt, bat er: „Führe mich in deine Hütte, ich muß mit dir sprechen“, der lärmenden Menge aber rief er drohend zu, sie sollte es nicht wagen, das arme Kind noch länger zu quälen.

„Was kann dieses Kind getan haben?“ fragte er den Häuptling, als er mit ihm allein war. „Abuna, du kennst den Knaben nicht, so klein, wie er ist, ein so großer Bösewicht ist er. Wer weiß, wie viele Seelen er bis zu dieser Stunde schon gegessen hat. Jetzt haben wir ihn endlich gefangen und nun muß er sterben.“ — „Gib mir das Kind, ich gebe dir die Ver-

sicherung, daß es keine Seele mehr essen wird.“ — „Nein, Abuna, du bist gut, er wird dich täuschen. Er muß sterben.“

Es half kein Bitten und es half kein Drohen: „Abuna, wenn du ihn etwa forttragen willst, werde ich ihn noch in deinen Armen töten.“ Da war alles vergebens. Aber wenigstens sprechen wollte er das Kind. Das gewährte ihm der Häuptling, doch warnte er ihn: „Abuna, halte dich nicht lange bei ihm auf, sonst kann ich dich nicht vor der Rache meiner Leute schützen, du siehst, alles ist bereit.“

In der That, es war höchste Zeit. Die Unmenschen umringten lärmend das kleine Opfer, stürmisch seinen Tod fordernd. Selbst Den und seine Frau, die unnatürlichen Eltern, schmähten und schlugen es. Da trat der Pater aus der Hütte und man machte ihm Platz. Er setzte sich an die Seite des Unglücklichen, während die anderen ungeduldig um ihn herum standen. Mit einem unsagbaren Ausdruck der Dankbarkeit schaute der Kleine dem Priester ins milde Auge. Als er aber hörte, daß auch der Abuna sein trauriges Los nicht abwenden könne, machte sich sein Schmerz in herzerreißendem Schluchzen Luft und seine kleine Brust hob und senkte sich in fiebernder Hast. Das blutige Köpfchen barg er traurig an der Brust des Missionärs, der ihm vom Heiland und seiner Liebe erzählte. Das war süßer Tau, der sich kühlend auf das heiße, wunde Herz des Knaben niederlegte, und immer mehr wuchs sein Sehnen, mit dem Heiland durch die Taufe verbunden zu werden.

„Willst du getauft werden, Ngónala?“ — „Abuna!“ Das war die einzige Antwort; aber in dem Ausdruck, mit dem er das Wort sprach, lag seine ganze Seele mit ihrem heißen Verlangen nach Liebe und

Glück. „Moiß, Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Der Kleine war felig, glücklich, trotz der Schmerzen, trotz

konnte den Satz nicht mehr vollenden. Die mühsam zurückgehaltene Wut und Mordlust der Neger brach plötzlich durch, gewaltjam drängten sie den Pater zur



Unser Missionshaus in Birnin Kebbi.

des nahen Todes. Der Missionär wischte ihm mit einem weißen Tüchlein die nassen und blutigen Augen aus und fragte ihn: „Moiß, willst du, wenn du jetzt in den Himmel kommst, für mich . . .?“, doch er

Seite, warfen sich auf den Knaben, banden ihm Hände und Füße und schleppten ihn dem nahen Flusse zu. Noch einmal gelang es dem Pater, sich zu dem Neugetauften Bahn zu brechen: „Mut, mein Sohn!“

rief er ihm zu. „Abuna, ich werde für dich im Himmel beten!“ Traurig, daß er gegen die Unmenschen machtlos war, blieb der Pater zurück.

Die Menge war am Flusse angelangt. Aus der Ferne hörte der Missionär erneuten Wutausbruch. Und jetzt schnitt der Todeschrei des armen kleinen Opfers ihm ins Herz; er hörte den Aufschlag des

Körpers auf die Wellen, der ihm sagte, daß sein kleiner Freund im nassen Grabe mit dem Tode rang. Ein inniges Gebet um Hilfe für ihn entrang sich seiner gepreßten Brust und ein noch heißeres Flehen, daß der Herr diesem armen Volke die Augen öffne und es befreie aus der furchtbaren Gewalt des Aberglaubens und seiner ärgsten Feinde, der Zauberer.



Aus der Missionsgeschichte Japans.

(Fortsetzung.)



Das Auftreten des heiligen Missionärs und sein wunderbarer Erfolg wirkten in den Kreisen der Götzenpriester wie eine gewaltige Bombe. Wie einst zur Zeit Christi die Pharisäer sich um so mehr erregten, je mehr das Volk sich um den Heiland drängte, so geschah es auch hier. Es war wohl weniger der Schmerz über den Abfall von der Lehre, als vielmehr die Verminderung des vom Volke ihnen dargebrachten Almosens, was sie in Harnisch brachte. Der Umstand, daß auch der Landesfürst, wenngleich kein Christ, so doch ein Gönner Franz Xavers wurde, schlug dem Faß vollends den Boden aus.

Indes war es den Bonzen nicht entgangen, daß der Fürst dem Missionär soviel Spielraum ließ, nur weil er aus dem Handel der portugiesischen Kaufleute beträchtlichen Gewinn zog. Sie sandten also eine Deputation zu ihm, die sich anmaßte, im Namen aller japanischen Götter zu reden: „Die Götter der Heimat sind erzürnt. Sie wollen, daß wir den Staub von unseren Füßen schütteln. Wohin sollen wir nun gehen? Unsere Götter verlangen nach Tempeln, wo sie ungestört thronen und ihre Schuld den Menschen er-

weisen können. In diesem Lande, dem sie bei ihrem Auszuge fluchen werden, ist für sie kein Platz. Ein fremder Abgott will sich ja hier auf den Thron setzen und keinen andern neben sich dulden. Wie sollen da die einheimischen Götter nicht zürnen, zumal auch der Fürst selbst den fremden Sonderling liebt! Werden die Untertanen nicht dem Regenten die Schuld beimessen, wenn die Rache der Götter über dieses Land hereinbricht? Werden sie sich nicht erheben und die Treue vergessen gegen den, der sie den Göttern nicht gehalten? Wie wird die Zukunft über einen solchen Fürsten urteilen?“

Diese Reden waren geschickt gewählt und verfehlten nicht, Eindruck auf den Fürsten zu machen. Allein der Handelsvorteil war zu wichtig für ihn; er mußte ja ganz gut, daß eine Kampfansage an die portugiesischen Missionäre auch eine Kriegserklärung an die portugiesischen Kaufleute zur Folge haben würde. Er hielt es also für klug, mit den portugiesischen Kaufleuten auf gutem Fuße zu stehen und die Missionäre gewähren zu lassen, ohne aber das frühere Interesse für sie zu zeigen.

Nun hatten die Portugiesen hundert Meilen nördlich einen günstigeren Handelsplatz entdeckt und eilten dorthin, Geschäfte zu machen. Als der Fürst sah, daß ihm sein Vorteil entgangen, warf er die Maske ab. Die Missionäre wurden auf alle Weise bedrückt und den Untertanen bei Todesstrafe verboten, dem Christentume sich zuzuwenden. Alle Versöhnungsversuche blieben erfolglos. Xaver zog es daher vor, den Samen des Christentums auf fruchtbareren Boden auszustreuen.

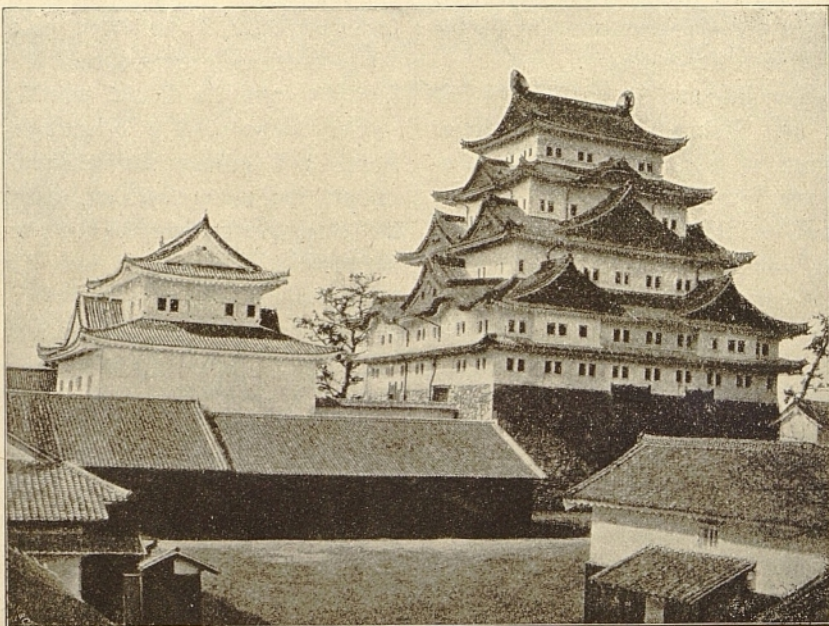
Er begab sich nun in das Gebiet des Fürsten von Bungo. Schon nach kurzer Zeit konnte er zahlreiche und schöne Erfolge seiner Bemühungen ernten, die aber auch hier den Neid und Haß der Bonzen erregten. Um seine Wirksamkeit zu unterbinden, wollten sie ihn als ungebildet überweisen und ihn so lächerlich machen. Bei den Japanern begründet nämlich Wissen ein mächtiges Ansehen. Damals lebte in einem der Bonzenklöster ein durch seine Wissenschaft allgeachteter Gözenpriester. Über dreißig Jahre lang hatte er an allen Schulen Japans gelehrt, bevor er sich in die Stille des Klosters zurückgezogen hatte. Er sollte nun den Sturmbock abgeben gegen den Einfluß des fremden Priesters. Mit Freuden nahm er den Auftrag an, denn er war ganz sicher, daß er den verhassten Ausländer ein für allemal kaltstellen würde. Franz Xaver befand sich gerade beim Fürsten von Bungo, der dem Christentum aufrichtig gewogen war, und wollte sich verabschieden, da er am nächsten Tage nach Indien zurückzufahren gedachte, als der Gözenpriester mit sechs Gefährten ankam. Sie ließen sich sofort beim Fürsten melden und wurden auch in Gegenwart des heiligen Missionärs empfangen. Als sie nach drei tiefen Verbeugungen, mit

denen der Japaner ja freigebig ist, um ihr Begehren gefragt wurden, antwortete der Führer mit einer unverkennbaren Miene der Überlegenheit und des Hochmutes: „Allergnädigster Fürst, ich bin hieher gekommen einzig und allein, um diesen ausländischen Priester zu sehen, bevor er von Japan abreißt, und aus seinem Munde etwas von der Lehre zu vernehmen, die er aus einer andern Welt hiehergebracht.“ Dann setzten sich alle nach Landesitte auf den Boden und alsbald kam der geistliche Streit zum Ausbruch.

Der Gözenpriester betrachtete Franz Xaver mit großer Aufmerksamkeit und schaute ihn verwundert an, wie man es bei einer Person macht, die man lange nicht mehr gesehen hat, und fragte ihn dann mit geheuchelter Verwunderung, ob er ihn denn gar nicht mehr erkenne. Der Heilige erwiderte ihm: „Deine Gesichtsbildung ist mir völlig unbekannt. Ich erinnere mich nicht, dich je gesehen zu haben!“ Da lachte der Bonze hell auf und sprach: „Nun, wer mich nicht kennt, wird in Japan wenig ausrichten.“ Dann wandte er sich wieder unmittelbar an Franz Xaver und fragte so von oben herab: „Hast du noch Stücke von dem Tuch, von dem du mir damals in Frenajoma verkauft hast?“ Der Heilige wußte nicht, was der Gözenpriester eigentlich wollte: „Solch dunkle Worte sind mir unklar. Ich weiß nichts von einem Kaufhandel mit dir, noch habe ich die Stadt Frenajoma je gesehen.“ Lächelnd versetzte der Japaner: „Du kannst dich dessen nicht mehr erinnern. Du hast offenbar ein sehr schlechtes Gedächtnis.“ Die Sache wurde immer rätselhafter für Franziskus und so meinte er höflich: „Wenn ich das vergessen haben sollte, so erkläre dich doch näher darüber.“ Nun

begann der Bonze mit wichtiger Miene: „Es sind bereits 1500 Jahre verflossen, seit du mir in der Stadt Frenajoma 100 Stück Seidentuch verkauft und dafür eine große Summe Geldes erhalten hast.“ Franziskus fragte auf diese überraschende Behauptung hin, wie hoch er denn sein Lebensalter schätze? Der Bonze gab nun die Antwort: „Du wirst wohl 52 Jahre alt

gegangenen Dinge besser unterrichtet als ihr über die Gegenwart. Wisse demnach, daß diese Welt nie einen Anfang gehabt hat und nie ein Ende nehmen wird. Die Seelen der Menschen sind unverweslich, die Macht des Todes erstreckt sich allein auf den Leib. Unter dem Einfluß von Sonne, Mond und Sternen, die einzeln und in ihrer gegenseitigen Stellung immer wechseln, wirken



Altjapanisches Kastell.

sein.“ „Wie ist es aber dann möglich, daß du vorgeben kannst, du hättest von mir vor 1500 Jahren Seidentuch gekauft und zwar in einer Stadt Frenajoma, die damals noch gar nicht bestanden hat? Sagen nicht eure eigenen Geschichtsbücher, daß Japan vor 1000 Jahren ein unbewohntes Land war?!“ Daraufhin ließ der Bonze seine große Gelehrsamkeit vom Stapel:

„So höre also, ich will dir über alles einen umfassenden Unterricht erteilen. Wir Japaner sind ja ohnehin über die ver-

gangenen Dinge besser unterrichtet als ihr über die Gegenwart. Wisse demnach, daß diese Welt nie einen Anfang gehabt hat und nie ein Ende nehmen wird. Die Seelen der Menschen sind unverweslich, die Macht des Todes erstreckt sich allein auf den Leib. Unter dem Einfluß von Sonne, Mond und Sternen, die einzeln und in ihrer gegenseitigen Stellung immer wechseln, wirken

die Seelen in verschiedener Weise auf den Leib und bewirken so die Ungleichheit der Menschen. Wenn ein Leib zerfällt, so zieht die Seele aus und sogleich in einen andern hinein. Falls nun eine Seele mit einem guten Gedächtnis begabt ist, wie zum Beispiel die Seele, die meinen Leib zum Wohnstätt sich erwählt hat, so wird sie sich an all das erinnern, was sie in den früheren, von ihr bewohnten Leibern und in vergangenen Zeiten erlebt und erfahren hat. Jene Seele hingegen, bei der die Bildungskraft schwach und

blöde ist wie die deinige, läßt die ganze Vergangenheit wie Nebel und Schaum zurück."

Was der Gözenpriester hier zum besten gab, war somit nichts anderes als die Lehre von der Seelenwanderung, wie sie dem hl. Franz Xaver aus den Darstellungen der größten altheidnischen Weltweisen bekannt war, und die er als Lehrer der Philosophie mit schlagenden Beweisen widerlegen konnte. In der Tat gelang ihm dies so vortrefflich, daß der Fürst und die Höflinge ganz überrascht ihren Beifall ausdrückten. So hatte denn der Bonze das gerade Gegenteil von dem erreicht, wozu er gekommen war. Wie von einer Tarantel gestochen fuhr er auf und schimpfte und schrie gegen Franziskus und die christliche Lehre. Als der Fürst ihn zu befänstigen suchte, spie er Gift und Galle auch gegen ihn, so daß dieser sich genötigt sah, den wütenden Mann aus dem Palaste zu verweisen, indem er ihm

noch die Drohung zurief: „Wärest du kein Priester unserer Götter, so würde ich dir den Kopf vor die Füße legen lassen.“ Die Bonzen betrachteten die Behandlung, die ihrem Oberhaupt zuteil wurde, als eine große Schmach. Wie Unfinnige liefen sie noch in der Nacht durch die Straßen, um das Volk gegen Franz und den König aufzuheizen. Am nächsten Morgen blieben alle Tempel geschlossen. Anschläge verkündeten den Betern, daß die Götter Rache nähmen und alle Opfer verschmähten, bis ihnen Genugtuung geleistet würde. Das Volk, in seinen tiefsten Gefühlen verletzt, rottete sich zusammen und murrte laut gegen die Begünstigung der Christen durch den Fürsten. Auch hier hatte es bereits den Anschein, als ob die Arbeit des Heiligen vergeblich gewesen wäre. Indes kam es durch Gottes Fügung zu einer segensreichen Wendung.

(Fortsetzung folgt.)

Glaubenssehnsucht in der Heidenwelt.



Der deutsche Benediktinermissionär P. Bonif. Sauer schreibt aus Söul, der Hauptstadt Koreas: „Viele ganz heidnische Dörfer bitten um katholische Missionäre, die überall ein ganz außerordentliches Vertrauen genießen, und ersuchen sie, bei ihnen eine katholische Schule einzurichten. Man muß sie abweisen, weil keine Lehrkräfte zur Verfügung stehen, ob schon sich die Leute bereit erklären, die Lehrer zu bezahlen.“ Ein sehr dankbares Missionsgebiet ist, laut Aussage des dortigen Apostolischen Vikars, die Mongolei: „Seit 30 Jahren habe ich Ähnliches nicht gesehen. Es ist ein wahrhaft reicher Fischfang. Ganze Ortschaften treten zur Fahne Christi über und zeigen ihren ernstesten Wil-

len, mit dem Heidentum zu brechen, dadurch, daß sie mit eigener Hand ihre Götzen zerstören und die Gözenbilder ins Feuer werfen. Täglich melden sich neue Katechumenen und bitten um Priester und Katechisten. Daß es sich nicht bloß um eine vorübergehende Stimmung handelt, beweist ihr Eifer im Erlernen des Katechismus, im Besuch des Gottesdienstes und ihre Eingewöhnung in ein wirklich christliches Leben.“

Aus der Mission von Mangalor, der Westküste Indiens, berichtet ein Missionär: „Die Bewegung zum Christentum wächst mit jedem Tag. Von morgens früh bis abends spät ist der Weg zur Berghöhe, auf dem meine Kapelle und Wohnung stehen, nicht leer.

Zimmerfort kommen Leute zum Unterricht.“ 15 Monate nach der ersten Bekehrung in der Telupumission von Haiderabad zählte man schon 54 katholische Dörfer. „Die Leute selber kommen und bitten um die Taufe. Keine Woche vergeht, ohne daß ein neues Dorf sich meldet. Die Stunde der göttlichen Vorsehung hat für diese armen Heiden geschlagen.“

Vor einiger Zeit kehrte ein japanischer Universitätsprofessor von einer längeren Europareise zurück, deren Zweck war, die verschiedenen Religionen des Westens aus eigener Anschauung kennenzulernen. In mehreren öffentlichen Vorträgen, die er nunmehr in seiner Heimat hielt, zeichnete er die katholische Religion in den herrlichsten Farben. „Die katholische Kirche sei die machtvollste, vollkommenste, großartigste religiöse Organisation, die die Menschheitsgeschichte kenne.“

Die Heidenseelen des dunklen Afrika scheinen sich ebenso der aufgehenden Sonne des Christentums öffnen zu wollen. Bischof Augouard, Apostolischer Vikar von Ubangi, schreibt: „Ein mächtiger religiöser Zug geht durch die zahlreichen Stämme des oberen Kongo. Dringend bitten sie um Missionäre. Manche Christen bieten sich aus freien Stücken als Katechisten an und die Einwohner mancher noch ganz heidnischer Ortschaften überraschen uns durch die Kenntnis der Gebete und des Katechismus. Angesichts dieser reifenden Frucht macht sich der Mangel an Missionären doppelt fühlbar.“ „Der

Zug nach der Mission“, schreiben Missionäre aus Kamerun, „ist außerordentlich groß. Jeder Häuptling möchte einen Missionär in seinem Dorfe haben. Eine doppelte und dreifache Zahl von Patres fände Arbeit in Hülle und Fülle.“

Im Süden der Insel Fernando Po an der Westküste Afrikas ist einer der besten und begabtesten Stämme in seiner Gesamtheit zur katholischen Kirche übergetreten. Alle besuchen mit musterhafter Pünktlichkeit die Schule und den Gottesdienst. Sie selber haben aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln für den Priester ein Haus gebaut“ usw. usw.

Gewinnt in Anbetracht dieser Tatsachen nicht das Wort, das der Heilige Vater Pius XI. in seiner bekannten Pfingstpredigt 1922 sprach, noch doppelt und dreifach an Bedeutung: „Daß auch nur eine einzige Seele durch unsere Saumseligkeit, durch unseren Mangel an Edelmüt verlorengeht, daß auch nur ein einziger Glaubensbote Halt machen muß, weil ihm die Mittel mangeln, die wir ihm verschaffen können, ist eine große Verantwortung, an die wir im Laufe unseres Lebens wohl nicht oft genug gedacht haben.“

Wer von meinen jugendlichen Lesern fühlt sich angetrieben, die Glaubenssehnsucht der armen Heiden stillen zu helfen? Wer will Missionär werden? Er wende sich vertrauensvoll an eines unserer Missionskonvikte, deren Adressen er auf der vierten Umschlagsseite findet.

